

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

141

Roman von M. E. delle Grazie.

Immer lauter, immer beredter wurde die Einsamkeit um ihn. Diese Gedanken . . . Und er betete doch! Plötzlich fuhr er empor. „Gib du mir a Zoacha.“ hatte er der Gottesmutter im Niederknien zugeflüstert. War das am Ende ihr Zeichen? Geh' hin und suche dein Recht, und hast Du's gefunden, bring' es dem anderen.“

Das glaubte er zu hören, wie von einer Stimme gesprochen — laut, eindringlich. Ja, er wollte gehen!

Als er sich erhob, schien ihm der Wind förmlich weiterzuschieben, mit einem erregten Gejüchel hinter ihm herzuläufen . . . „Geh' — geh' — geh'!“ Als wären tausend Geisterstimmen um ihn lebendig geworden — die Stimmen all der Dulder, die sich nie ihrer Menschenwürde besonnen — aus Angst, vor Arbeit oder in dumpfer Gewohnheit. Bis die Zeit ihre Leiber selbst zu Schollen zusammengetreten hatte, die nun auch Reichtum brachten und Brot trugen für die Herrschaft, während die Enkel schweißtriefend darüber hingingen — wie einst die Väter.

„Geh' — geh' — geh'!“

Und er ging.

Der „Schreiber“, wie der Winkeladvokat von Schönbad der Kürze halber genannt wurde, genoss das volle Vertrauen der Bauern. Von weit und breit trugen ihm die Leute ihre Klagen und Anliegen zu, und jedem wußte er einen Rat, fand er irgend einen Ausweg aus dem Wirrsal der Paragraphen, vor denen die schlichten Leute nicht nur den Respekt der Einfalt, sondern auch die Angst der Gewisigten hatten. Viel, sehr viel, mußte einem Bauer geschehen, bis er sich an den „Schreiber“ wandte. Saß er aber einmal dort, riß er Mund und Augen auf vor Staunen, daß er überhaupt noch ein Recht besaß, und manch einer traute den eigenen Ohren nicht, so hündisch hatte die Gewohnheit, zu ducken, sein bißchen Selbstgefühl zusammengeprügelt. Und so weit all diese Unterdrückten und Rechtslosen daherkamen, so weit wurde der „Schreiber“ geliebt und verehrt. Hätt' es ihm eines Tages Spaß gemacht, von ihnen Gehent und Robot (Arbeitsleistung) zu verlangen — Gehent und Robot wären ihm mit leuchtenden Augen gewährt worden; lieber als dem Pfarrer und dem besten „gnädigen Herrn“. Die Leute wußten selbst nicht, woran es lag. Aber für den „Schreiber“ wären sie durchs Feuer gegangen.

Dabei war es ihm nichts weniger als leicht geworden, sich in ihr Vertrauen hineinzureden. Denn mit dem „Schreiber von Schönbad“ hatte es eine ganz eigene Verwandnis, und die Bauern waren ihm anfangs so scheu und vorsichtig aus dem Weg gegangen, als hätte sich der richtige „Wolf im Schafspelz“ unter ihnen niedergelassen. Der „Schreiber von Schönbad“ war nämlich selbst ein — Graf. Ein armer, heruntergekommener Graf zwar, aber immerhin auch einer von den verhassten „gnädigen Herren“. Sein Wappen war sogar eines der ältesten und in den landständischen Tafeln von Steiermark wurde der Name seines Geschlechtes seit undenklichen Zeiten geführt. Wer hätte da glauben sollen, daß er es mit dem Bauer ehrlich meine?

Daß er ein Leben voll wilder Abenteuer hinter sich habe, stand ihm im Antlitz geschrieben. Aber auch er selbst machte kein Hehl daraus, packte sogar mit einem gewissen Behagen aus, was er erlebt und durchgemacht. Der zweitgeborene Sohn seines Vaters, hatte er zwar keine Anwartschaft auf das Majorat, sein Erbe jedoch war auch kein kleines gewesen. Weil er es aber „mit viel zu großen Augen angesehen“, wie er von sich selbst sagte, ließ es ihm nur so unter den Fingern weg. Immerhin glaubte seine Sippe ihn noch retten zu können, und diese „Rettung“ so gründlich und christlich als möglich zu gestalten, zwang man ihn in die Ehe mit einer alten, häßlichen Gräfin.

Zwei Jahre ertrug er die Tugend seiner Gattin und das von Tag zu Tag sich steigende Wohlgefallen der „Netter“. Als ihm Tugend und Wohlgefallen aber zuviel Salbung bekamen, wie er sagte, begann er die Tugend zu prügeln und dem Wohlgefallen einige Wechsel zu präsentieren. Worauf sich

die Tugend von ihm scheiden ließ und das Wohlgefallen sich von ihm zurückzog, ein für allemal. Denn vor dem Wechsel einlösen macht auch die beseligendste Nächstenliebe halt.

Einige Jahre lebte er von dem Erlös der wenigen Kostbarkeiten, die er noch sein eigen nannte. Schwere Herzen gab er sie dem Juden. Als er sie aber los hatte, staunte er, wie gut und fröhlich man auch ohne dergleichen leben könne. Als Schmutz und Silber beim Teufel waren, ging es an Wäsche und Garderobe. Zwanzig Koffer hatte er davon. Das überflüssigste Zeug, wie er heute sagte. Auch davon erlöste ihn der Jude. In diesem Zustand geriet er nach Schönbad.

Der Bauer, bei dem er Wohnung nahm, gab ihm durch sein tägliches Leben eine Lehre, die ihm alle Hofmeister und „Maitres“ (Lehrer) nicht beigebracht, so teuer auch seine liebsten Eltern sie bezahlt: wie wenig man brauche, um ein glücklicher Mensch zu sein — glücklicher als manche, die mit „Bieren“ daherkamen. Und wie köstlich es sei, über der Arbeit eines Tages die Stunden zu vergessen, die einen dem Alter und dem Grab näher brachten. Der Bauer besaß nicht einmal ein Koffer voll Zeug.

Mit dieser Erkenntnis und seinen letzten zwei Koffern zog sich der Herr Graf aufs Land zurück. Den Seinen war er ein Eckel und Greuel gewesen. Nun wollte er sich einmal die Seinen „vom anderen Ufer“ aus betrachten. Diese Drohnen, die sich so wichtig vorkamen, mit so viel Getu und Gekumm um den jeweiligen „Weisel“ herumslagen und im Grunde doch nichts waren, als lästige Schmarotzer und Müßiggänger. Soweit er sich erinnerte, waren ihm die Bauern immer als eine Art unsauberer „Bieh“ geschildert worden; als Bestien, gegen deren Roheit und Unflat weder das Christentum noch die von Gott eingefetzte Obrigkeit aufkamen. Und vielgeklagte, bis in die Seele Joignierte Herren mußten ihr Leben damit zubringen, diese „Bande“ in Zucht und Glauben zu erhalten.

Der Herr Graf mußte nicht allzu lange in Schönbad sitzen, um mit einigem Erstaunen gewahr zu werden, auf welcher Seite das „Bieh“ stand. Denn, ob ein Tiger seinen Bart kräuselt oder nicht, ein Tiger bleibt er doch, und dem Bieh, dem es „bestimmt“ ist, von ihm verzehrt zu werden oder unter dem grausamen Schlag seiner Pranken zu verbluten — die diesem Bieh kann es doch alles eins sein, ob die höhere Bestie Joigniert ist oder nicht. Gefressen wird es auf jeden Fall.

„Schau, schau,“ dachte der einstige Herr, „wie ganz anders wir aussehen von — dieser Seite!“ Kurz, die Sache begann ihm Spaß zu machen.

Ein Zufall fügte es, daß sein Hauswirt bald darauf in einen Handel mit der Herrschaft geriet. Einige Zeit verbrachten die Leute voll Mißtrauen ihre Angelegenheiten vor ihm. Als die Geschichte aber von Termin zu Termin eine schlimmere Wendung nahm, ging der Bäuerin doch endlich der Mund über. Und weil der Bauer zugleich mit ihr und dem Herrn Grafen auf der Bank saß, gab er das Sachliche dazu. Der vornehme Mieter brauchte nicht allzu scharf aufzubringen, um es sehr bald herauszukriegen, wach ein Unrecht da wieder unterwegs war, und daß der Bauernadvokat der Regierung so gewiß von der — Herrschaft das Seine hoffte, als die Herrschaft von ihm. Der Graf hatte nicht völlig umsonst einige Semester Jurisprudenz hinter sich und die „Kameralia“. Was er schon längst verschluckt und vergessen glaubte, blühte aus der geistigen Frische, die er seinem neuen Leben dankte, nun förmlich verjüngt hervor. Und mit einer Art wehmütiger Genugtuung entdeckte er plötzlich, daß er doch nicht bloß der „Nichtsnutz“ sei, als den ihn seine Familie estimiert hatte und er sich selbst. Ein „Jurist“ trat in ihm, der mit hellen Augen in alle Winkel sah, die das Recht verlauslierten, mit unerbittlicher Verstandesschärfe die Hinfälligkeit der gegnerischen Gründe erkannte, und nicht einen Augenblick verlegen gewesen wäre, all diese Spitzfindigkeiten auch vor dem Tisch des Richters in ihr Nichts zu zerpfänden. So trefflich stand ihm plötzlich selbst die Rhetorik zu Gebot.

Der Bauer riß Maul und Ohren auf, die Bäuerin flennte. Sie hatten ihre Sache schon aufgegeben. Nun zeigte ihnen ein Fremder, und noch dazu ein „gnädiger Herr“, daß das Recht auf ihrer Seite hielt und kein Gesetzbuch mehr zu finden war, in dem der strittige Paragraph noch zu Recht bestanden hätte. Herrschaftsadvokat und Bauern-„Rechts-

Freund" hatten sich als echte Mugureu gefunden und mit ebenso viel Rhetorik als Niedertracht einen "Brauch" an die Stelle des Rechtes gesetzt. Es war das perfideste Scheingefecht, das man sich denken konnte, der reine Streit um des Kaisers Bart.

Gleich am nächsten Morgen machte er sich an das Studium der Akten. Und als er auch schwarz auf weiß bestätigt fand, was ihn die schlichte Darlegung der Leute vermuten ließ, ruhte er nicht eher, bis er die beiden Judasse des Rechtes von Punkt zu Punkt, von Replik zu Duplik entlarvt hatte — auch schwarz auf weiß. Mit dieser Schrift schickte er seinen Hauswirt zu dem „Vertreter der Untertanenrechte“. Der stutzte, erkannte die Löwentage, die sich ihm da, vorerst anonym — entgegenstreckte, und weil man doch nicht wissen konnte, wer und was dahintersteht, besann er sich noch zur guten Zeit. Und siehe — das Recht siegte.

An jenem Tag zerdrückte auch der Bauer ein paar Tränen scharfer Dankbarkeit in seinem Auge. Die Bäuerin aber schwor unruhig nicht höher, als beim Herrn Grafen. Im ganzen Kreis sprach sich die Sache herum, natürlich nur unter den Armen. Der „Schreiber von Schönbad“ aber war seither ein vielgesuchter Mann. So brauchte er auch um sein Brot nicht mehr Sorge zu tragen.

Mehr als diese Sorglosigkeit aber freute ihn die Arbeit selbst. Von Fall zu Fall lernte er zu, sah immer tiefer, immer schärfer zwischen den Mäcken des Netzes durch, in dem das Recht der anderen erwürgt wurde. Dabei mochte es ihm Spaß, nicht nur die Kniffe der Rechtsverdrehler zu studieren, sondern auch die Eier und Härte derjenigen, die sich hinter diesem sogenannten „Recht“ verschanzten. Und er lernte seine Leute kennen; so gut, daß er zuletzt selbst das Staunen verlernte. Nur eines nahm ihn wunder, daß alles noch klappte und ging in diesem Staate, und die große, große Schafherde, die alljährlich von einigen wenigen geschoren und geschunden wurde, noch keinen Laut von sich gab. Wie lange aber konnte das noch so fortgehen? In den Städten begann sich der Unmut der Bürger schon langsam zu regen. Doch war dies ein Unmut, der sich mehr wider die politische Unfreiheit kehrte. Ein heimlicher Kampf, der idealeren Gütern galt. Begann es sich aber einmal hier draußen zu rühren, kam es schlimm.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

12]

Der Kleine galt als ein großer Tierfreund, und er achtete nicht auf Art und Aussehen der Tiere, die er zu seinen Lieblingen erfor. Auf waren es gerade solche, die sonst den Menschen Abscheu zu erregen pflegen. Seine Pfleglinge hätschelte und verwöhnte er über die Maßen, und wenn sie ihm eingingen, grämte er sich selber halb zu Tode. Mochte er aber aus diesem oder jenem vielleicht auch aus gar keinem Grunde ein Tier nicht leiden, so war er imstande, es mit teuflischer Grausamkeit zu quälen, bis der Tod es von seinen Martern erlöste. Da kam etwas Unbändiges, Wildes über ihn, eine Art Raubtierinstinkt. Nichts Lebendes war bei ihm vor solchem Lose sicher, nur seine Lieblinge; denen hielt er aber auch Treue bis zum letzten Atemhauch.

Wie den Tieren verhielt er sich auch den Menschen gegenüber. Die Seinen liebte er als sorgender Gatte und Vater, und war es auch seiner Art nicht gegeben, überschwänglich zu werden, so hatte er doch für sie manche rauhe Zärtlichkeit, und als vor Jahren sein Weib ihm starb, empfand er tiefen Schmerz. An Menschen, die ihm einst eine kleine, von ihnen längst schon vergessene Gefälligkeit erwiesen hatten, konnte er mit der Treue eines Freundes hängen, und manchem wandte er ohne jeden ersichtlichen Grund seine Zuneigung zu, nur weil ihm etwas besonderes an ihm gefiel.

Hatte aber jemand einmal ihn, den leicht Verletzlichen, durch Wort oder Miene gekränkt, oder mochte er ihn nicht, weil sein Wesen und Gebaren oder seine Nase ihm nicht zusagten, den konnte er mit hundert Keinen, teuflisch ausgedachten, heimlich zur Anwendung gebrachten List und Ränken quälen bis aufs Blut. Immer wußte er etwas, was diesem Menschen schadete, und er legte ihm Steine in den Weg, wo jener es gar nicht vermutete.

Warum er die Frau seines Freundes Kother haßte, lange ehe der Kampf zwischen ihr und ihm um ihren Mann begonnen hatte, wußte der Schuster selbst wohl nicht. Nie hatte die Frau ihm etwas getan, sie waren sich bis zu der Zeit, da der letzte Kampf zwischen ihnen anhub, kaum wenige Male begegnet. Vielleicht war es, weil er vom ersten Kennenlernen an in der Herben, Verschlossenen einen Willen witterte, gleich stark dem seinen, eisern und groß. Er liebte den Kampf mit solchen Menschen, da ihr Widerstand ihn reizte, alle seine tückischen Listen spielen zu lassen, um Sieger zu bleiben.

Von dem Augenblick an, da er merkte, daß der haltlose Meister einem niederlichen Leben verfallen war, daß seine Familie, wenn er es forsetzte, dem Untergang zuführen mußte, war er sich dessen bewußt, daß dieser Kampf ausbrechen würde. Und als er fühlte, daß die Frau, sowie sie die Gefahr erkannte, danach strebte, Gewalt über den Mann zu bekommen, setzte er alles daran, ihren Einfluß unwirksam und sich selbst zu seinem Herrn und Meister zu machen.

Durch Schöntun und Unterstützen seiner Leidenschaft wußte er den Freund fest an sich zu binden, und eifrig hielt er darauf, daß er ihn auf seinen abendlichen Kunststreifen stets begleitete. Seineinweg blieb er länger hinter den Wirtshausstischen hocken, als er sonst zu tun pflegte, nur weil er wußte, daß die Frau daheim sich darüber grämte. Da er selbst nicht so viel trinken konnte und wollte, als ihm angeboten wurde, animierte er die Gäste, die sich ihm dankbar erzeigen wollten, dem Meister ein freies Glas zu spendieren, und damit gewann er sich dessen ganzes Herz. Meist hätte es nicht erst des brutalen Scherzes bedurft, den die ausgelassene Runde oft genug übte: Kother heimlich Schnaps in das Bier zu gießen, um ihn trunken zu machen.

Das Unglück mit den beiden Kindern, das er instinktiv in Verbindung brachte mit seinem unheilvollen Einfluß auf den Freund, ohne den inneren Zusammenhang freilich zu erkennen, war ihm ein erster heimlicher Triumph über seine Gegnerin.

Mit der Kraft eines Willens, wie Frau Kother ihn besaß, mit einer Liebe im Herzen, wie sie für ihren Mann sie hegte, wäre es jeder anderen Frau möglich gewesen, den Verlorenen wieder zu gewinnen. Aber sie wußte nicht, ihre Liebe reden zu lassen, herb und kalt blieb ihr Wesen, auch wenn sie innerlich glühte, es war ihr nicht gegeben, zärtlich zu sein, liebe Worte zu sagen, und wenn ihr jemand in die Augen sah, auf deren Grund in Flammenzeichen leuchtete, was sie empfand, schlug sie die Dedel ihrer Lider darüber.

So machte ihre Liebe sie zwar stark und reich, aber sie half ihr nicht in dem Kampf um ihren Mann, und Glück-Karl, der Schuster, blieb Sieger, noch ehe sie wußte, daß er es war, mit dem sie zu kämpfen hatte.

Seit dem Unglück mit den Kindern, das ihr Wesen noch verschlossener und herber gemacht hatte, versuchte sie nicht mehr durch Bitten und Drohen auf ihren Mann einzuwirken; nun handelte sie.

Um sich nicht mehr mitschuldig zu machen an neuem Unheil, versagte sie sich ihm, und wenn er auch fluchte und bettelte, sie kämpfte einen viel schwereren Kampf mit ihrer begehrenden Liebe.

Noch an demselben Tage, an dem sie von Doktor Hartung sich Gewißheit geholt hatte, ließ sie das Bett des Meisters in eine Bodenkammer stellen, und als der Trunkene spät in der Nacht heimkehrte, bedeutete ihm der Jurist der Frau durch die verschlossene Tür, wo er in Zukunft seine Lagerstätte zu suchen habe.

Für seine Wirtshausbesuche verweigerte sie ihm das Geld. Nicht einen Pfennig gab sie mehr her. Seinem Toben setzte sie einen stummen, zähen Widerstand entgegen, der seine Wut oft genug bis zur Raserei steigerte, daß er auch vor Mißhandlungen seines Weibes nicht zurückscheute. Sie klagte zu niemand, nie rief sie jemand zu Hilfe, zu keinem flüchtete sie; stumm erduldete sie, mit blutigem Weh im Herzen, was er ihr antat, und ihr Gesicht blieb reglos und hart. Selbst wenn sie seinen Gewalttätigkeiten ausweichen konnte, tat sie es nicht und trug ihre Schmach wie eine Duße, bis sein Toben sich erschöpft hatte.

Da versuchte er es auf andere Weise.

Wenn sie nicht im Hause war, durchsuchte er alle Schübe, alle Kasten und Schränke nach Geld, und als es seinem Eifer nicht gelingen wollte, ein paar Pfennige zu erspähen, setzte er seine Bemühungen laut schimpfend auch in ihrem Versein fort: alle Sachen, Wäsche, Kleider, warf er wild durcheinander, zerbrach Tassen und Teller . . . aber Geld fand er nicht.

Mit steinernen Miene sah sie wortlos seinem Suchen zu, und brachte, wenn er aus dem Hause war, mit stummer Geduld immer wieder alles in Ordnung.

Der Verzweifelt-Schuster half dem Meister aus seinen Verlegenheiten und borgte ihm, so viel der nur wollte und er selbst hatte. So sehr sein Herz auch an den Groschen hing, die er zu den anderen bereits ersparten hätte legen können, seinem Haß opferte er gern, was die Freundschaft allein ihm vielleicht nicht hätte abdringen können. Und wenn er selbst im Augenblick einmal nichts hatte, veranlaßte er andere, die ihm gern den Gefallen taten und bei dem vermöglichen Meister ihr Geld sicher wußten, Kother auszuhehlen.

So ging das eine ganze Weile, und die Stille, die dem ersten Toben gefolgt war, begann bereits das Herz der Meisterin mit unheimlichen Ahnungen zu erfüllen, da ließen auch schon nach und nach alle diese Forderungen, kleine wie große, bei ihr ein, da Kother auf seines Freundes Rat Gläubiger, die ihr Geld zurück haben wollten, immer an seine Frau wies. Es gab eine hübsche Summe, als sie die Posten zusammenzählte, und schwer legte sich wie ein enger eiserner Reifen die Angst um ihr Herz.

Zuletzt kam der Schuster und heischte mit hämischem Winkeln in den tückischen Augen Bezahlung auch seiner Forderung, die am höchsten war von allen.

Nur ansehen hatte sie ihn brauchen, als er zu ihr in die Stube trat, da kannte sie auch schon den Feind, dem sie die neue Not zu danken hatte.

An der Rechlichkeit seiner Ansprüche konnte sie nicht zweifeln, da er Scheine von des Meisters Hand vorwies.

„Sie sein echt,“ meinte der Kleine ironisch, als er sie ihr hinlegte, und dabei lief ein triumphierendes Lächeln über seine verschmigten Züge.

Sie sagte nichts darauf, schob ihm nur mit einer verächtlichen Handbewegung das Geld, das sie aus ihrem Versteck herbeigeht hatte, hin.

„Ich danke Euch nicht!“ stieß sie rauh hervor, während er umständlich die Summe einpackte.

„s is schon gut!“ meinte er schmunzelnd, „der Meister hat's schon getan!“

Hochaufgerichtet stand sie am Tisch, die Knöchel der rechten Hand fest auf die Platte gestemmt, und in ihren Augen war ein funkelndes, unheimliches Drohen.

„s is 's erste und 's letzte Mal, merkt's Euch!“

Ihre Worte waren von einem ehernen Willen geschmiedet und hatten stählernen Klang, aber der Kleine kümmerte sich nicht viel darum.

„Nu natürlich is 's das erste Mal“, spöttelte er, und für heut 's letzte. Ich komm' bloß, wenn sichs lohnt und Zinsen nehm' ich keine nich, 'm Meister zuliebe!“

„Das letzte Mal is 's!“ wiederholte sie schärfer. „Ich bezah' keine Schulden für den Niederjahn mehr!“

„Nu do, nu do! Laß's od ei 's Blättel sehen, na gell, damit sich alle zu richten wissen!“

Der offene Hohn ihres Feindes jagte ein feines Rot über ihr wächernes Gesicht, aber nur für einen Augenblick, dann waren ihre Züge wie immer.

Sie sahen sich an, lange und fest, zwei Gegner, die ihre Kräfte messen.

„Nie mehr!“ stieß sie drohend hervor. „s soll mir nur einer kommen, od ein einziger, der was bezahlt haben will!“

Höhnisch lachte der Schuster:

„s is ju sein Geld . . . alles . . .!“

„Ich geh' aufs Gericht und verlang, daß er einen Vormund kriegt, eh' er alles verliedert!“

„Könn' ich nicht der Vormund werden?“ fragte der Kleine ironisch. „Ich tät schon gut sorgen für ihn!“

„Ich laß ihn in 'n Trinkerastl bringen!“

„Damit er 's Trinken ornlich lernt, na gell?“

Aber aller Hohn des Kleinen, der immer mehr außer sich geriet, prallte an der eisigen Verachtung ab, die wie ein Panzer um das Wesen des gequälten Weibes stand. Das pfißige hämische Blinzeln seiner Augen wurde immer unsicherer, es kam ein Glimmern und Gleiten in seinen Blick, der dem stahlharten Glanz ihrer Augen nicht mehr zu widerstehen vermochte. Wie ein geschlagener Hund zog er den gewaltigen Kopf zwischen die Schultern, daß es ausah, als duckte er sich vor irgend einem tätlichen Angriff.

(Fortsetzung folgt.)

Schlaf und Narkose.

Mit ziemlich regelmäßiger Pünktlichkeit werden unsere psychischen Funktionen durch den Schlaf unterbrochen. An Stelle des bewußten Zustandes, in dem alle unsere Handlungen durch die Tätigkeit des Großhirns reguliert, logisch aneinandergereiht werden, tritt ein Zustand tiefster Bewußtlosigkeit, nur zuweilen von einigen sinnlosen Vorstellungen unterbrochen, den Träumen, die wir seit altersher mit einem geheimnisvollen Schleier zu umgeben gewohnt sind. Durchaus mit Unrecht. Es gibt noch heute eine große Reihe von Menschen, die den Träumen eine ganz besondere Bedeutung, womöglich mit Hinsicht auf die Zukunftsvorhersage, zusprechen; Traumbedeutung und ähnliche Scherze feiern auch in unserem Zeitalter ihre Triumphe und finden Beachtung bei Leuten, die man eigentlich einer so naiven Täuschung nicht für zugänglich erachten sollte.

Wir wollen einmal versuchen, die unregulierten Bewußtseinszustände, die wir als Träume zu bezeichnen pflegen, nach dem heutigen Stande der experimentellen naturwissenschaftlichen-psychologischen Forschungen zu erklären, und werden hierbei gar nicht auf so unlösliche Probleme stoßen. Wenn unser Bewußtsein vollständig ausgeschaltet ist, ohne daß die automatisch erfolgenden Tätigkeiten unseres Körpers, die Atembewegung, die Schlagfolge des Herzens usw. eine Einbuße erleiden, sind wir in tiefem Schlaf. Unser Großhirn, das Organ aller Bewußtseinsvorgänge ist vollständig ausgeschaltet; wir vermögen nicht zu denken, keine Sinneseindrücke aufzunehmen und haben auch alte Sinneseindrücke nicht in Erinnerung. Wenn wir aus tiefem Schlaf erwachen, wissen wir nichts von dem, was mit uns während der im Schlaf verfloßenen Zeit passiert ist. Wir haben vollkommen ohne Bewußtsein unseres Vorhandenseins gelebt. Das Bewußtsein als die Hauptfunktion unseres Großhirns braucht nicht immer ganz im Schlafe ausgeschaltet zu sein; dann kommt es zu regellosen Vorstellungen, die nicht von der Vernunft geordnet werden, es kommt zu Träumen. Erlebnisse, die wir bei vollem Bewußtsein, also im wachen Zustande, haben, haften in unserer Erinnerung; das ist höchst charakteristisch für sie. Nun wissen wir, daß wir auch von den Traum-erlebnissen eine Erinnerung haben, die freilich oft lückenhaft ist

und meist später vollkommen schwindet. Daß wir aber überhaupt eine Erinnerung haben an Dinge, die wir im Schlafe gedacht oder erlebt haben, ist ein Beweis dafür, daß unser Bewußtsein, unsere Großhirntätigkeit nicht vollständig ausgeschaltet war.

Das Bewußtsein des Traumes ist aber von dem im wachen Zustande erheblich unterschieden. Sehe ich in Wirklichkeit z. B. ein Pferd, so ziehe ich im Wachen allerlei Schlüsse, etwa daß es den bespannten Wagen nur mit großer Anstrengung zu ziehen vermag, aus seiner herausragenden Zunge entnehme ich, daß es nach Wasser leckt usw.; alle meine Kombinationen werden durch die Sinneseindrücke, die ich in jeder Minute, in jedem Moment habe, die mich über wirkliche Erscheinungen der Außenwelt unterrichten, veranlaßt, sie werden ständig durch das, was ich sehe, höre, corrigiert. Ganz anders ist es im Traum. Wirkliche Sinneseindrücke können natürlich im Traum nicht wahrgenommen werden, da wir unsere Sinne ja außer Betrieb setzen, wenn wir schlafen wollen. Die zahllosen Bilder aber, die wir tagsüber während einer langen Reihe von Jahren in unserem Gehirn aufzunehmen haben, stehen dem Schlafenden zur Verfügung. Die Traumbilder, die keine wirklichen, sondern nur Erinnerungsbilder sind, werden nicht durch die Wirklichkeit kontrolliert, ihre Aufeinanderfolge wird durch keinen Sinneseindruck beherrscht, sondern sie können sich regellos aneinandereihen, wie sie in unserem Seherinnerungszentrum gerade vorrätig sind. Daher kommt es, daß wir im Traum die unsinnigsten Vorstellungen haben, Dinge, die absolut nicht zusammengehören, aufs Geratewohl vermischen. Es fehlt im Traum die ordnende Vernunft, die uns mit den Dingen der Wirklichkeit rechnen lehrt, die Sinn in unsere Vorstellungen und Handlungen bringt; alle die tausend Dinge, die wir einmal gesehen haben, alle die unzähligen Gedanken, die wir einmal gehabt haben, können in bunter Reihenfolge, in den unmöglichsten Zusammenstellungen kombiniert werden und so zu den rätselhaftesten Traumbildern Veranlassung geben. Irgendeine Bedeutung, etwa für die Zukunft oder für die Vergangenheit, eine Beziehung auf bestimmte Vorgänge der Wirklichkeit kann ihnen gar nicht zukommen; sondern in bunter Zusammenstellung entstehen sie durch das zufällige Aufeinandertreffen von Ideen und Bildern, die in mannigfacher Auswahl bei allen Menschen im Großhirn deponiert sein müssen.

Wir nehmen vielleicht mit vielem Recht an, daß alle Dinge, die wir einmal gesehen, alle Gedanken, die uns einmal beschäftigt haben, an bestimmten Stellen unseres Großhirns einen nicht mehr wegglöschbaren Eindruck hinterlassen; so können wir verstehen, daß wir uns oft noch nach vielen Jahren an Vorgänge erinnern, die wir einmal erlebt haben. Wir verstehen dann auch, warum wir im Traum so oft an Personen erinnert werden, die vielleicht seit vielen Jahren aus unserem Gesichtskreis verschwunden sind, die uns auch in Gedanken nicht mehr beschäftigt haben. Alle Dinge der Außenwelt, die wir mit unseren Sinnen wahrzunehmen vermögen, hinterlassen in unserem Großhirn nach dieser Anschauung einen Eindruck, der nicht mehr verlißt; darum können sie gerade im Traum, dessen Erlebnisse nicht durch die wirklichen Erscheinungen der Außenwelt veranlaßt werden, dessen Bildfolge nicht durch den Verstand bestimmt wird, leicht wieder in unsere Erinnerung kommen.

Wir haben jedenfalls keine Veranlassung, den Träumen eine bestimmte Bedeutung zuzuschreiben; die Regellosigkeit ihres Inhaltes beweist uns im Gegenteil, daß die strenge Logik mit ihnen nichts gemein hat, daß sie Zufallsbildungen sind, zusammengesetzt aus den mannigfachen Vorstellungen, die zu irgendeiner Zeit auf der Oberfläche unseres Großhirns schweben, die willkürlich verflochten werden und darum die unmöglichsten Kombinationen veranlassen. Wie freilich die Vorstellungen in den Ganglienzellen des Gehirns aufgespeichert, mit anderen verbunden werden, tausend Kombinationen eingehen, entzieht sich dem exakten Versuch. So sind uns alle Bewußtseinsvorgänge im Detail unerfaßbar. Wir wissen nur, daß sie im Großhirn ihren Sitz haben; wie sich das unendlich wechselvolle Spiel der Gedanken in dem Wirrwarr von Nervenfasern und Ganglienzellen vollzieht, wird uns aber kaum je zu ergründen gelingen. Mit diesen letzten Fragen hat aber die Entstehung des Traumes nichts zu tun; wir können ihn als Erscheinungsform eines unvollkommen funktionierenden Bewußtseins betrachten, das der Regulierung durch die Wirklichkeit entbehrt.

Ueber die Ursachen des Schlafes selbst sind wir noch ununterrichtet. Wir wissen nicht, welche Momente mit größter Pünktlichkeit die Großhirnrinde für eine gewisse Zeit außer Betrieb setzen. Die einen nehmen Ermüdungsstoffe an, die sich im Laufe des Tages bilden und gewissermaßen vergiften auf die Hirnrinde wirken; andere nehmen eine dauernde Blulleere der kleinen Hirngefäße an. In der Tat kennen wir einen anderen mit Bewußtlosigkeit einhergehenden Zustand, der auf einer Blulleere des Gehirns beruht, nämlich die Ohnmacht. Wieder andere nehmen eine regelmäßige Veränderung an den Ganglienzellen der Hirnrinde an, eine Verkürzung der Ausläufer dieser Zellen, die eine Leitungsunterbrechung und dadurch Ausschaltung des Großhirns zur Folge haben soll. Wir sind uns also über die auslösenden Ursachen des Schlafes im unklaren; wir wissen, daß er zur Erhaltung des Lebens unbedingt erforderlich ist, kennen das eigentliche, schlafauslösende Prinzip aber nicht.

Man hat vielleicht geglaubt, durch das Studium der *Narcolepsie*, jenes schlafartigen Zustandes, der durch *Nerfer* oder *Chloro-*

form hervorgerufen wird, den Ursachen des natürlichen Schlafes näher zu kommen, hat sich darin aber gründlich getäuscht. Der physiologische, d. h. für den normalen Ablauf der Lebensvorgänge unbedingt erforderliche Schlaf ist von dem narкотischen Zustand, den Aether, Chloroform und sehr viele andere verwandte Stoffe hervorgerufen, durchaus verschieden. Während im Schlaf, auch im tiefsten, nur das Großhirn außer Funktion gesetzt ist, sind in der Narkeit alle Teile des Zentralnervensystems gelähmt, also auch das Rückenmark und die unmittelbare Fortsetzung des Gehirns, das verlängerte Mark. Dieser grundlegende Unterschied läßt sich leicht feststellen. Das Rückenmark ist das Zentrum der Reflexe, der zahlreichen unwillkürlichen Handlungen, die wir ohne Bewußtsein, meist zur Abwehr, ausführen, wie etwa den Lidschlagreflex, der das Auge vor dem Eindringen von Fremdkörpern schützt. Dieser Reflex ist wie alle anderen reflektorischen Handlungen beim Narotisierten aufgehoben, beim Schlafenden nicht. Das verlängerte Mark ist außerdem noch von besonderer Wichtigkeit, weil es das Atemzentrum enthält; wenn es gelähmt ist, setzt die Atemtätigkeit aus. In der Tat ist die Lähmung des Atemzentrums die größte Gefahr während der Narkeit; deshalb muß der Operateur darauf ständig Bedacht nehmen, sofort die Operation unterbrechen, wenn er Anzeichen einer verschlechterten Atmung bemerkt, und durch Anordnung künstlicher Atmung der drohenden Gefahr begegnen. Der Ruf: „Künstliche Atmung!“ ist ein gefährdetes Warnungssignal. Beim natürlichen Schlaf kann eine Gefährdung des Atemzentrums nicht eintreten, da der Mensch sonst ersticken würde.

Der Schlaf, den ein Narotikum erzeugt, wird durch eine Lähmung des gesamten Zentralnervensystems hervorgerufen, der natürliche Schlaf lediglich durch eine Ausschaltung des Gehirns. Daß in der Narkeit nicht nur das Gehirn, sondern auch verlängertes Mark und Rückenmark gelähmt werden, ist leicht verständlich. Das die Narkeit herbeiführende Mittel wird eingeatmet, gelangt in den Kreislauf der Lungen und von da schnell in den allgemeinen Körperkreislauf. Die Narotika werden mit dem Blute an alle Teile des Organismus geführt; da Aether und Chloroform aber besondere Beziehungen zu den fettähnlichen Substanzen des Zentralnervensystems haben, wirken sie auf die differenzierten Gebilde der Nervensubstanz am stärksten und setzen sie schnell außer Funktion. Natürlich wirken sie ebenso auf das Rückenmark wie auf das Gehirn, denn im chemischen Aufbau dieser nervösen Organe findet sich kein Unterschied. Die in den Blutkreislauf gelangten Aether- bzw. Chloroformteilchen wirken also in gleicher Weise lähmend auf die nervösen Zentralorgane, während im Schlaf nur eine Funktionsausschaltung des Gehirns besteht, Rückenmark und verlängertes Mark ihre Funktion weiter ausüben. Das schlafauslösende Moment wirkt also nur auf das Gehirn. Deshalb ist es wohl auch unwahrscheinlich, daß chemische Ermüdungsstoffe, wie einige meinen, den physiologischen Schlaf hervorrufen; denn es ist nicht einzusehen, warum diese Stoffe, wenn sie einmal in den Blutkreislauf gelangen, nur auf das Gehirn und nicht auch auf die anderen Teile des Zentralnervensystems wirken sollen. Man wird darum wohl ein größeres Recht haben, gewisse Veränderungen der Großhirnganglienzellen für die Ausschaltung unseres Bewußtseins im Schlafe verantwortlich zu machen. Diese Anschauung stützt sich auf Tierexperimente, auf mikroskopische Untersuchungen am Gehirn winter schlafender Tiere.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine so gewaltige Funktionsänderung, wie sie der Schlafzustand darstellt, auch mit Veränderungen der Gehirnzellen einhergeht; wir sind bloß nicht imstande, diese feinsten Variationen mit den Hilfsmitteln, die uns zur Verfügung stehen, deutlich genug wahrzunehmen. Die Experimente, die darüber Auskunft geben sollen, sind außerdem schwierig anzustellen. Es muß das Gehirn eines im Schlaf gestorbenen mit dem eines im wachen Zustand gestorbenen Individuums mikroskopisch verglichen werden. Natürlich können solche Versuche nur am Tier gemacht werden, denen darum keine absolute Gültigkeit für den Menschen zukommt. Immerhin ist aber der physiologische Schlaf ein Zustand, der so allgemein im Tierreich herrscht, daß Ergebnisse aus dem Tierexperiment auch auf die Lebensverhältnisse des Menschen passen werden.

Georg Wolff.

Kleines feuilleton.

Landwirtschaftliches.

Aus der Zitronenheimat, Italien besitzt unter den europäischen Ländern noch immer nahezu ein Monopol in der Pflanzung von Zitronen, obgleich Amerika im Weltmarkt in einen scharfen Wettbewerb einzutreten begonnen hat. Nach einer Schätzung des „Tropenpflanzers“ gibt es in Italien rund 8½ Millionen Zitronenbäume, davon allein 7 Millionen auf Sizilien. Da ein einziger Baum zwischen 800 und 1200 Früchte zu bringen vermag, gelegentlich sogar bis zu 2000, so werden Ernten von außerordentlicher Höhe erreicht. Im Jahre 1907 lieferten Sizilien und Kalabrien fast 7 Milliarden Stück Zitronen. 1910 belief sich die Zitronenausfuhr Italiens auf rund 2 588 000 Duzend im Gesamtwert von fast 20 Millionen Mark. Die Zitronenbäume blühen in Süditalien im April und Mai, und die Ernte fällt zumeist auf Anfang Oktober. In beiden Hinsichten aber sind große Unterschiede

vorhanden, und man trifft blühende Zitronenbäume fast zu jeder Jahreszeit. In der Gegend um Neapel, also weiter nördlich, findet die Ernte gewöhnlich erst anfangs Februar statt. Ueberhaupt aber wird sie nicht innerhalb kurzer Zeit vollzogen, sondern man läßt die Früchte zum Teil ohne Schaden noch länger an den Bäumen, und in manchen Gegenden kann man Zitronen während des ganzen Jahres pflücken. Im Handel sind verschiedene Bezeichnungen gebräuchlich. Außer den eigentlichen Limonen gibt es Grünlinge, Bastarde usw. Beim Pflücken leistet ein Arbeiter täglich das Einsammeln von 5000 oder gar bis 12 000 Stück, beim Einpacken bis zu 70 Kisten. Das Holz für diese ist Eichenholz, das besonders aus Amerika eingeführt wird. Deutschland führt jetzt etwa 272 000 Duzend Zitronen jährlich aus Italien ein.

Archäologisches.

Ueber die Instrumente der altägyptischen Mumienmacher liefert der bekannte medizinische Historiker Dr. Karl Sudhoff im „Archiv für Geschichte der Medizin“ einen interessanten Beitrag. Auf Grund der Mitteilungen des griechischen Schriftstellers und Forschungsreisenden Herodot (um 484—425 v. Chr.), ferner verschiedener Funde, die sich in Londoner, Pariser und Berliner Museen, sowie zum Teil in Privatbesitz befinden, war es möglich, ein getreues Bild von der Tätigkeit dieser Mumienmacher herzustellen. Herodot erzählt, daß das Gehirn aus den Leichen dadurch entfernt wurde, daß man es nach Durchstoßung des Nasendaches mit einem Haken herausholte. Mit diesem Instrument von 30 bis 33 Zentimeter Länge, das zum Teil vorn doppelt umgebogen und aus fast reinem Kupfer besteht, gelang es auch Dr. Sudhoff in der Leipziger Anatomie, bei Leichen das Gehirn durch die Nase zu entfernen, ohne daß an deren äußerer Form das geringste geändert wurde. Nach Verstärkung des Nasendaches ließ sich das schon etwas weich gewordene Gehirn mühelos mit Hilfe des Hakens umrühren und tief, nachdem die Leiche auf den Bauch gelegt worden war, in 15 bis 20 Minuten aus. Mittels des geraden Hakens war es ein Leichtes, die Schädelhöhle mit Gaze oder Leinwandstreifen auszustopfen, ein Verfahren, das sich bei vielen ägyptischen Mumien feststellen läßt. Ein vorn spiralförmig zusammengekrümmter Haken eignet sich am besten für derartige Operationen, weil er stoffester ist als ein gewöhnlicher und sich besonders gut zum Ausstopfen der Mumienpartien unter der Haut verwenden läßt, worin man es namentlich zur Zeit der 21. Dynastie zu einer überaus plastischen Geschicklichkeit gebracht hatte. Herodot schreibt, daß nachträglich die Schädelhöhle ausgespült oder ausgespült wurde, was jedoch in den meisten Fällen unnötig gewesen sein dürfte, da nach Öffnung und Entleerung der Körperhöhlen die Leiche in ein 70tägiges Natron- oder Kochsalz-Laugenbad gelegt wurde. Die Öffnung der Brust- und Bauchhöhle geschah mit einem an der Schneide schön gebogenen Feuersteinmesser in einem Hest aus Holz. Zuweilen ließ man die Blase oder die Nieren im Körper zurück; in sehr vielen Fällen das Herz. Zur Entfernung der Eingeweide diente ein kompliziert gebautes Instrument, das eine Kombination von Messer, Haken und Schaber darstellte und sicherlich eine große Geschicklichkeit in seiner Handhabung erforderte. Zum Ausstopfen benutzte man kleinere oder größere Pinzetten, letztere in einer Länge bis zu 38 Zentimeter.

Medizinisches.

Schwindsuchtsforschung. Die Tuberkulosekommission, 1901 in London eingesetzt zu dem Zwecke, die Beziehungen zwischen Menschen- und Tier tuberkulose aufzudecken, ist soeben mit ihren Untersuchungen zu Ende gekommen und hat ihren Schlußbericht veröffentlicht. Sie stellt fest, daß sich bei Kindern in Fällen von natürlicher Tuberkulose immer ein und derselbe Tuberkulosebazillentypus vorfindet. Beim Menschen kann man drei Gruppen von Tuberkulosebazillen unterscheiden; die Bazillen der ersten Gruppe sind identisch mit denen der Kinder, die der zweiten Gruppe kommen nur beim Menschen vor, die der dritten Gruppe (Vogelbazillus) sind nur selten imstande, Säugetieren Schaden zuzufügen, da diese gegen sie sehr widerstandsfähig sind. Die Kommission betrachtet Kinder- und Menschenbazillen als Variationen derselben Art, eine Anschauung, die schon 1901 in London ausgesprochen und auf dem Tuberkulosekongress in Washington festgehalten hat. Die Erreger des Lupus, der Hauttuberkulose und der Pferd tuberkulose sind Abarten dieser Gruppe. Die Kommission folgert, daß Tiere und Menschen sich gegenseitig anstecken können, zumal da der Rindertypus sogar bei Erwachsenen Tuberkulose erzeugen kann. Der Vogelbazillus kommt für die Ansteckung beim Menschen nicht in Betracht, während der Rinderbazillus bei 50 Proz. von tödlichen Unterleibstuberkulosen bei Kindern gefunden wurde, ebenso bei Halsdrüsentuberkulosen im Jugend- und Junglingsalter, desgleichen bei Lupus. Zurückgeführt werden diese Fälle auf Infektion durch die Milch tuberkulöser Kühe. Die Kommission fordert daher, daß die bestehenden Bestimmungen über die Kontrolle der Milch, des Fleisches und ihrer Erzeugnisse auf keinen Fall gemildert werden. Im Gegenteil müssen die Regierungen beantragt werden, die Kontrolle über sämtliche Nahrungsmittel in ihrem ureigensten Interesse ganz bedeutend zu verschärfen, um einen wirksameren Schutz der Konsumenten von Nahrungsmitteln, die von tuberkulösen Tieren stammen, zu ermöglichen.